4071 15.10.1929 Di

1)
7. Industrie und Fischsterben

FEVR 30

Ubreißkalender

Aus einem Aufsatz „Fische sterben", von K. Z., in der „Frankfurter Zeitung" vom 11. September 1929:

„Zwar geschieht es morgens zwischen sechs und neun Uhr, daß die ungezählten bleichen Scharen aus der Tiefe des Flusses hochtauchen, schon Leichen oder doch nur noch matte Körper in den letzten Anstrengungen, mit weit aufgeklapptem Maul noch außerhalb des Wassers Sauerstoff zu schnappen; sie schnellen auch wohl wild in die Höhe, und man findet ihre Leichen am Ufer meterweit vom Wasser; sie treiben mit dem langsamen Fluß den Schleusen zu, in den Rhein, ihre Schuppenkörper glitzern mit den Wellen des schwarzen Mainwassers. Oder auch der Wind drängt sie an den Ufern zusammen. Man hat sie in vielen Zentnern beseitigen müssen. Immer noch haben Männer am Ufer zu tun, wenigstens die großen aufgeplatzten Körper, die auf das Ufer fielen, aus der Sonne zu räumen. ....

„Auf dem Fußweg lag ein zerquetschter Fischkadaver. Grüne, schillernde Fliegen hatten sich daran festgesaugt. ... Die großen Fische sind besonders aufgedunsen, als wären sie trächtig: rührt man sie mit einem Schilfrohr an, so entquillt ihnen eine dunkelviolette Masse, die sich auf dem Wasser verbreitet, und schwimmt wie Öl.

„Wenn man hier im Main badet, da er schon die Abwässer vieler Industrien trägt, kommt man schmutzig und stinkend aus dem Wasser. An manchen Stellen häuft sich der Schlamm. Seit Jahrzehnten sterben die Fische hier langsam aus, der Main soll früher hier außerordentlich fischreich gewesen sein. Aber Hitze und diese Chemikalien: das nimmt ihnen auch den letzten Rest von Luft. .... Von Höchst bis Rüsselsheim war die Luft übel verpestet. Dem Dunst des Wassers entstieg derselbe Geruch, der im weiten Umkreis um Höchst je nach der Windrichtung widerlich süß-sauer in die Nase steigt, am Gaumen klebt.

„Ein Fischer sagt mir, daß beim Fang mit dem Schleppnetz Fische und Netz eine dicke, grüne Masse mit sich führen, die genau wie jene Industrie rieche. Er erzählt auch, daß man bald in der Nähe, beim Einfluß des Altrhein in den Rhein Fische in Menge fangen könne, da sie vor den süßen Abwässern der Zuckerraffinerien in hellen Scharen und schon halb betäubt flüchteten. Dann zeigt er mir einen schon stark verwesten Aal im Schilf. Sie fingen in der letzten Zeit viele Aale, deren Augen wie mit Leder überzogen waren. Übrigens sei 1911 und 1921 auch ein großes Fischsterben gewesen."

Und so weiter.

Etwas Ähnliches haben die Anwohner der Mosel im vergangenen Winter und — allerdings in geringerem Ausmaß — im vergangenen September erlebt.

In dem angeführten Artikel der „Frankfurter Zeitung" wird aus naheliegenden Gründen nichts gegen die Höchster Industrie gesagt, es wird nur ein Bild von der Kehrseite der Medaille entworfen.

Für unsere Mosel liegt der Fall so: Wenn einmal die Industrie in Lothringen sich derart entwickelt haben wird, daß sie die Mosel bis Wasserbillig mit Chemikalien vergiftet, dann wird es aus und vorbei sein mit den Backfischen auf den Terrassen von Schengen bis Machtum, aus mit dem Baden, aus mit den Sommerfrischlern, Tausende werden die Mosel entlang mit Wehmut an die frohe Zeit zurückdenken, wo der Touristenstrom so schöne Gewinne absetzte, und sie werden mit gemischten Gefühlen davon hören, daß die Werke, die dort oben ihre giftigen und schmutzigen Abwässer in die Mosel leiten, hohe Dividenden verteilen. Hoch die Industrie, aber die andern, die darunter leiden, werden das Nachsehen haben.

Dem einen seine Eul, dem andern seine Nachtigall.

Mardi 15.10.1929